

Wir leben nun still und schau'n zurück
Auf verblüh'tes Leid, auf verblüh'tes
Glück;
Wir sind einen weiten Weg geschritten,
Wir haben geliebt, wir haben gelitten.

Das Recht der Mutter.

Dem Leben nachherguckt von Annie
Frisberg.

Die Korridorhür fiel in's Schloss,
Und ging er.

Am großen Tisch saßen die Kinder
mit der Mutter bei der Schul-
arbeit.

Die Federhalter flochten, die beiden
Knabentöpfe hoben sich von den Schul-
heften und blickten einander an, dann
hinüber zur Mutter, die mit dem
Sechsjährigen buchstabierte.

Sie atmeten alle plötzlich tief auf,
wie erst lösteten sie sich an. Nun
waren sie wieder allein, wieder unter
sich. Das verdorrte Gesicht des
strengen Vaters, den jede Kleinigkeit in
bestimmten Tönen verurteilte, fiel nicht
mehr die kindliche Fröhlichkeit, die
Augen der Mutter, den Frieden des
Saales.

„Mach' eure Arbeit recht schön und
stark, damit ihr spielen könnt,“ machte
die Mutter, gab dem Kleinsten sein
schristliches Pensum auf, rühte ihn zu-
recht auf seinem Stuhl, gab ihm die
Feder in die Hand und schrieb mit ihm:
„Hein heraus, Druck herunter.“

„Mit Mutti zusammen geht's aber
fein!“ — lachte der Knirps.

„Gib dir nur Mühe, dann geht's
auch allein ebenso fein.“

Die kleinen Arme des Sechsjährigen
schlangen sich um den Hals der
Mutter. Er küßte sie, und sie küßte
ihn. Da sprangen die beiden andern,
der Neunjährige und der Elfjährige,
auf von der Arbeit.

Sie herzten und küßten die Mutter,
keiner durfte etwas voraus haben.

„Ihr drückt mich tod“, meinte lä-
chelnd die Mutter ab, „rasch, rasch an
die Arbeit.“

Wald saßen sie alle drei wieder beim
Schreiben.

Ein zärtlicher, glücklicher Blick der
Mutter streifte sie, dann unterdrückte
sie einen tiefen, schweren Seufzer.

Der Vater der Kinder, ihr Opa,
war nur wenig zu Hause. Zimmer-
meister hielt er sich im Kreise der Seinen
auf. Es zog ihn fort in lustige Gesells-
chaft, das Familienleben hatte keinen
Reiz für ihn. Wenn draußen in der
Reckortöhre der Schlüssel sich drehte,
dann ging es wie ein Schreck durch
alle.

„Papa, du Papa!“ riefen die Kinder
und rührten sich kaum. Keines lief
ihm entgegen, keines schlang seine Arme
um ihn und bewillkommnete ihn. Auch
sie, die Mutter, ging ihm nur selten
entgegen. Sie hatten alle Angst vor
ihm, nur selten, nur ausnahmungsweise
hatte er ein freundliches Wort. Er
mied jede Mahlzeit am Familientisch,
nicht einmal Sonntags sah er im
Kreise seiner Kinder beim Mittags-
mahl. Er genoss alles für sich allein.

So gingen es schon Jahre, aber es
wurde immer schlimmer. Schließlich
entfremdete er sich ganz seinem Hause,
er kam widerwillig und ging mit leicht-
tem Herzen.

Es gab eine Zeit, da war es anders
gewesen. Da trat die Gattin mit dem
Kleinsten auf dem Arm ihm froh ent-
gegen, da hing an seinen Armen ein an-
dres, ein drittes kletterte ihm auf den
N Rücken, da wollten sie ihn alle erdru-
cken mit ihrer Liebe, und er lachte und
meinte sich ladend, wenn sie an ihm
hingen, wie die Kleinen.

Kleinen, das waren sie ihm jetzt, nur
Kleinen — Neffen, die ihn hinderten,
die ihn störten auf seinem Weg, den er
allein gehen wollte, ganz nach seinem
Belieben.

Damals stellte man keine großen
Forderungen an ihn. Er brachte nur
Lustig und vergnügt zu sein und konnte
sich seiner Gattin widmen.

Als er sie zum Weibe nahm, stand
sie auf der Höhe ihres Schaffens. Sie
nachte ihr Talent aus, sie lieb es nicht
brach liegen, sie arbeitete bis zur Er-
schöpfung, für die Kinder, für ihn. Sie
gab freudig mit vollen Händen, mit
Lust und Liebe, und sie nahmen alle,
alles von ihr. Es mußte so sein, er
konnte sich gar nicht denken, daß es
anders werden würde. Er vergaß
ganz, daß er noch andere Pflichten
hätte, als vergnügt zu sein und sich
seiner Kunst zu widmen.

„Ich brauche Geld.“

Wie schwer tang sich das Wort von
ihren Lippen. Wie gern hätte sie es
verschwiegen, um dem Hause den Frieden,
den Frohsinn, den Kindern das Glück
zu erhalten.

Sie wußte es, ein Mahnender ist
immer unwillkommen. Sie mußte
mahnen, ihn mahnen an seine Pflich-
ten.

Seinen Beruf, seine Kunst, sein Ta-
lent, sein Können vernachlässigte er um
einer anderen Liebhaberei willen.

So stand es jetzt, als er mürrisch,
laut, polternd ging und die Thür hinter
sich in's Schloss warf, die er am
liebsten nie mehr geöffnet, um einzut-
reten in den Kreis der Seinen, die
jetzt von ihm begehrten, mehr begehrten,
als er geben wollte, als er geben konnte,

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 13. Nov. 1903. (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 11.

da er auf falschem Weg zum Glück
schritt, zum Glück, das für ihn Erfolg
bedeutete. Die Ehe mit ihr war Be-
rechnung von seiner Seite. Er dachte,
sie würde immer sorgen, er dachte, ihre
Arbeitskraft wäre unerschöpflich.
Aber nun war sie erschöpft.
Geliebte hatte er sie nie. Nun grüßte
er ihr, nun began er sie zu hassen,
seit sie nicht mehr gab, seit sie begehrte,
ihm Recht begehrte, ihn mahnte an seine
Pflicht.

Nun ging er nach dem Mittagmahl
und lehrte nicht zurück bis spät in der
Nacht, in den ersten Morgenstunden.
Dann kam er polternd, wie er ge-
gangen. Wenn die Hausfrau unten in's
Schloß fiel, laut schallend, daß sie aus
taum gefundenem, heiß begehrtem
Schlaf, dem Vergessen alles Leibes,
emporfuhr, dann sagte sie sich:

„Das ist er.“

Es war ihr, als ob ein Fremder, ein
Eindringler widerrechtlich das Zimmer
betrat, so entsetzt war er ihr. Und sie
waren Gatten.

Ihre Gedanken bezogenen sich.
Auch er suchte das Ende, er suchte
nach Befreiung aus dem Joch, seit seine
Berechnung nicht mehr stimmte.

Und gute Freunde halfen ihm berathen
und berechnen, wieviel besser er
lebe ohne Ehe, ohne Pflichten gegen
seine Frau, wenn er seine Vaterpflicht
sich leicht machte, die Kinder in eine
Erziehungsanstalt gab, die er doch
nicht erziehen konnte, denen er keine
Stunde des Tages widmete, die er
kaum sah, oft den Schulknaben die
ganze Woche nicht, wenn es ihm einfiel,
auch Mittags wie Abends, seine Mahl-
zeit außer dem Hause zu halten.

Kein Auf tönte in seine Seele, kein
Gewissen, kein Pflichtgefühl schrie:
„Du darfst den Kindern die Mutter
nicht rauben!“

So, nun war es geschehen, nun war
es vorüber. Eine ekelhafte, häßliche,
widerliche Szene.

Dazwischen die Kinder. Die armen,
schullosen Seelen. Es gibt nichts
Traurigeres als solche Kinder einer
Ehe, deren Ende die Scheidung ist.

„Erfülle ich meine Pflicht nicht?“
fragte sie ihn, und er gab höhnend zu-
rück:

„Einigermaßen!“

Was wollte er dann noch mehr von
ih? Sie ist gar nicht immer nicht genug,
es blieben ihr noch Muffelstunden zum
Denken, die — das Denken — das
gönnte er ihr nicht einmal, wenn es
kein Geld einbrachte.

„Die Kinder — die Kinder — hast
du am längsten gehabt!“

Das war seine Drohung, damit ging
er, damit traf er sie an ihrer verwund-
baren Stelle, das wußte er, darum das
grausame, höhrende Lachen.

Wie erst atmete sie, als er nicht
wieder kam. Gottlob, nun war es zu
Ende, das Schmachvolle, das Demüthi-
gende, das Widrige einer Ehe, die
längst keine Ehe mehr war.

Sie wußte es, nur kurze Zeit noch
blieben ihr die Kinder. Er hatte es ihr
angedroht, er würde es ausführen, ihr
die Kinder entreißen.

Das war sein Recht, das Recht des
Vaters — die Mutter hatte kein Recht
mehr.

Jetzt begann sie die Vertreterinnen
der Frauenrechte zu verstehen, jetzt, da
ihm klar gemacht wurde, daß eine Mutter
dem Vater gegenüber rechtlos ist.

Voll Müde und Besheit, voll Rache-
durst schmeidete er heimlich seine Pläne
gegen sein Weib. Seine gefestigten
guten Freunde machten es ihm
klar, wie er am besten die Mutter tref-
fen könne, wie er sie im tiefsten Her-
zen treffen könne durch das Gesetz, von
Männern gemacht, zugunsten der Män-
ner.

Heimlich entführte er ihr die drei
Knaben, auch den sechsjährigen, der so
an Mutti hing, der ohne Mutti nicht
sein konnte, der weinte, wenn sie am
Abend nicht sein Bettchen neben dem
ihren hatte, der sich verlassen und ver-
loren vorkam ohne seine Mutti.

„Du sollst nicht wissen, wo sie sind.“
Da stand es groß, deutlich, so klar
wie nichts anderes.

Das war seine Rache! Erst wenn sie
geföhren wurde, erst dann, nach Wo-
chen, nach Monaten, nach Jahren, erst
dann würde sie wieder das Recht erlan-
gen zu wissen, wo ihre Kinder sind,
das Recht, sie zu sehen.

„Es gibt ein Vormundschafts-
gericht,“ sprachen Wohlmeinende, Män-
ner, denen selbst das Gesetz hart dünkte,
das eine Mutter so rechtlos sein ließ.
„Es ist ja selten, daß ein Mann davon
Gebrauch macht. Das Gesetz be-
steht, um schlechten Müttern ihre Kin-
der zu entziehen.“

„So jämle ich zu den schlechten Müt-
tern!“ rief sie, und er — er stempelte
sie dazu.

Sie verstand, daß Frauen tödten
können, daß sie mit der Waffe in der
Hand sich ihr Recht suchen und den
strafen, der es ihnen entzieht.

Wie Wahnsinn wolle es sie oft pa-
den, wenn sie die leeren Bettchen sah,

wo sonst das blühende Leben in köst-
lichem Schlaf lag, in angstvollen
Träumen oft nach „Mutti“ rief.

Wo schliefen sie jetzt — unter wel-
chem Schutz, von wem behütet, von
wem geleitet auf ihrem Lebensweg, auf
dem die Mutter beiseite geschoben war
wie eine Verbrecherin?

Sie dachte zurück an alle ihre Liebe,
ihre kindliche Zärtlichkeit. Sie würden
ihre Mutti nicht vergessen, das wußte
sie, dazu waren sie zu sehr ihre Kinder,
dazu hatte sie ihre Herzen zu sehr be-
sessert, dazu waren sie zu dankbar.
Und die Verwirklichung ihres heißen
Sehns — sie kam endlich!

Mit einem Jubelschrei begrüßte sie
das bunte Blatt mit der ungelenten
Kinderchrist, das der Postbote ihr ein-
es Morgens brachte.

Ihre Knaben schrieben ihr, schrieben
ihm heimlich, wo sie weilten, wo ihr
Vater sie hingebracht hatte.

Sie schrieben ihr, daß sie bald, recht
bald kommen sollte, sie zu besuchen, daß
sie bald, recht bald ihnen schreiben
müßte.

Die Sehnsucht nach der Mutter
stand zwischen den Zeilen der Kinder-
schrift zu lesen, groß, deutlich, in
schreiendem Weh.

Die armen, kleinen, unschuldigen
Seelen. Sie wußten nicht, daß ihr
Vater verboten hatte, ihnen die Briefe
der Mutter auszuhändigen. Sie wür-
den lange warten, bis die Zeilen der
Mutter zu ihnen kommen würden, sie
würden sich ihnen darnach, aber ver-
gessen; ein Vater hat das Recht, die
Briefe der Mutter an die Kinder zu
unterschlagen — eine Unterschlagung,
für die es keine Strafe gibt — oder
doch eine Strafe, welche die ewige Ge-
rechtigkeit übt, die über dem Menschen-
gesetz steht.

Rein, nein, sie tauschte nicht mit
ihm. Ihr Tag würde kommen. Sie
harrte fehnachtsvoll auf diesen Tag.

Wie Bräsig um seine eine Braut kam.

Humoreske von G. Spielmann.

Vor 65 Jahren, wo in Medlenburg
und Pommern die Chausseen noch
Karitäten waren, servierte Bräsig als
Reiseführer auf einer großen Be-
güterung an der Pommerschen Grenze
nach Anklam hinop.

Die Güterschreiber in Medlenburg
verkauften und verfahren derzeit ihr
Korn meistenteils nach Wolgast. Die
Lokomotiven, die das Korn dorthin brach-
ten, bestanden in der Regel aus fünf-
zehn bis zwanzig, mit je vier starken
Pferden bespannten Reisewagen, die der
so genannte Reiseführer zu Pferde
führte.

Im diese Zeit hatte in Anklam auf
dem „Schwedischen“ Damm eine Frau
Wid, vulgo „Mutter Widich“ geheißten,
eine große Ausspannung.

Eine „Ausspannung“ ist ein Wirtshaus
des Ranges, welchen vor fünfzig
und mehr Jahren in Berlin etwa „er
grüne Baum“ in der Krausen, und die
verschiedenfarbigen „Koffe“ in der
Spandauer-, Kloster- und anderen
Straßen einnahmen.

Mutter Wids Hans war nur ein-
von der Hausdiener war die große Stube
für die Frachtfuhrleute und die
Kredite der Reisewagen, in der auch
für diese, begehrten sie ein Nachtlager,
die Streu aufgemacht wurde. Links
war die Herrentube, wo die Reisse-
Schreiber ihren Einzug nahmen. Auf
dem Boden befanden sich zwei Giebel-
stulen, jede mit vier Betten mit roth
und weiß gewürfelten Ueberzügen, wo
die Herren Schreiber, welche übernach-
teten, schliefen.

Gemeinlich übernachteten sämt-
liche Reisewagen aus Medlenburg
auf der Fahrt nach Wolgast in An-
klam und bei Mutter Wid, denn keine
Ausspannung in ganz Anklam besaß
solchen marktplatzähnlichen, rings um-
bauten Hofraum, und solche Stalunen,
wie Mutter Wid. Auch ihr Sou-
per war hochberühmt trotz der Ein-
fachheit und Unwandelbarkeit des Me-
nu's. Selbiges bestand immer aus
Bieruppe, Hecht in Butter und Peter-
silie mit Kartoffeln, Butter und Käse,
und kostete drei gute Groschen. Selbst-
redend gab es keine Portionen, sondern
jeder Gaß ab so lange, bis er satt war,
wobei bei einem Meppenburger Reise-
schreiber, der kein Mittagbrod ge-
triegt hatte, mindestens so ein Pfun-
der zweifelt gehörten, was Mutter
Wid's Anrichtung indes allzeit in Rech-
nung zog.

Frau Wid war Wittve, mehr als
wohlhabend und Mutter einer einzigen
Tochter, Fieten mit Namen, die zur
Zeit so um zwanzig Jahre alt war.

Fieten war eine stattliche, schmale
Jungfrau, die fleißig und unflüchtig
in der Wirtschaft der Mutter zur
Hand ging. Selbstverständlich war sie
ein durchaus tugendhaftes Mädchen,
wenn sie auch einen dicken Spatz ver-
stand und Aimpflichkeit nicht kannte.

Auch Bräsig lehrte selbstredend bei

Mutter Wid ein, machte aber bei der
Lage der Begüterung, wo er servierte,
hier nur Mittag.

Zwischen Bräsig und Fieten hatte
sich etwas angeknüpft. Neell und
ernsthaft natürlich. Mutter Wid war
die Sache recht, und mit nächstem
Herbst sollte es losgehen mit der
Heirat und Bräsig als Schwieger-
sohn ins Haus kommen. Er hatte deß-
halb auch bereits zur Umzugszeit seine
Stelle gekündigt und seine Papiere zur
Trauung in Bereitschaft bringen las-
sen.

So etwa eine Woche vor dem 24.
Oktob, der in Medlenburg landes-
üblichen Umzugszeit für alles Dienst-
personal, sollte Bräsig, um Lohnge-
d für die Güter zu schaffen, als letzten
Dienst noch einen Train Weizen nach
Wolgast führen.

Kein fühlendes Herz wird es ihm
verrathen, wenn er es diesmal so einrich-
tete, daß er bei Mutter Wid sein Nach-
quartier nehmen konnte.

Bei Mutter Wid war es Hausstil,
daß Jeder, der als Herr bei ihr über-
nachtete, auf seinem Kopfkissen eine
schlehenblühende Schlafmütze fand,
die er, legte er sich zu Bett, aufsehen
mußte, damit er die Kopfkissenbezüge
vor dem Fetz der Haare sicher blieben.

Von diesem Kaufstil ging Mutter
Wid niemals ab. Wer die Schlafmütze
nicht aufsetzte, der bekam kein Nach-
tlager wieder. Mutter Wids Aus-
spannung war aber ein Unikum in
Anklam, und sie konnte deshalb schon
eigen sein.

Fieten hatte natürlich ihrem Bräu-
tigam eine Schlafmütze aufs Bett ge-
legt so weiß, wie frisch gefallener
Schnee.

Als Bräsig am anderen Morgen vor
Thau und Nebel abgeführt war und
Fieten mit dem Mädchen das Zimmer,
in dem er geschlafen hatte, aufräumte,
sah sie die Schlafmütze unbenutzt auf
der Kommode unter dem Spiegel, da-
hingegen aber war auf dem Kopfkissen
einen Fettsack von guter Tellergröße.

Bräsig's Haar war etwas wirblich
und wickelpeutig, deshalb er es gut
unter „Burrmad“ halten mußte.

Fieten war ihrer Mutter rechtes
Kind. Sie nahm Kopfkissen und
Schlafmütze, ging runter zu Mutting
und sagte mit aufrichtiger Entrüstung:
„Mutting, ne! Na kiet mit blot
eems an! Bräsig hett de Slapmütz nich
upset!“, übersetzt up! Kopfkissen hett
he'n Fettsack von sin hoor matt
as en fladen Teller grot.“

„Wat, Fieten! De Slapmütz nich
upset! und von sin Hoopdurmad
in't Kopfkissen en Fettsack matt?“

„Ja, Mutting, kiet blot!“

„Is god, Fieten. Na lat man sin,
ik war mit en reden.“

Als Bräsig Abends gegen acht Uhr
von Wolgast zurückkam, rief Mutter
Wid ihn zu sich.

„Bräsig,“ hob sie ihren schwieger-
mütterlichen Sermon an, „Sei hem-
wen über Nacht de Slapmütz, de Fie-
ten Se henleg hat, nich upset,
döerst mit Ehren Fettsack in 'ne Kopp-
kissendüör en Fettsack matt, as en
fladen Teller grot. Worüm hem'm
Se de Slapmütz nich upset? Wer bi
mi as Herr slappen wil, de set'en
Slapmütz up, as't bi mein Levs-
dag Stilum west is, orn he lett dat
bliesen, un denn hät he eens bi mi
slappen, un nich öfter.“

Nehmen Sie sich für unglücklich, Ma-
dame Widen, seine Schlafmütze zu
nachtschlafen Zeit aufsen Kopp, dieses
ist nicht hüßig, das könnt ich nie
verdragen schon, denn dem macht mich
maximirens Koppwehdag. Und um
worüm föllt ich mit diesem machen la-
sten von wegen einen alten Schlafmütze?
Und was dem Fettsack in das Kopp-
kissen amputieren that, na, ich föllt
denken an Water und Seif föllt Sie's
nich defektieren. Water haben Sie in
die Been umsonst, und Seif föllt ein-
nem ganzen Pund zwei Groschen.“

„So?“ sagte Mutter Wid lachend.

„So?“ Seiten Se dat disse Nacht de
Slapmütz nich up?“

„Sie föllt nurria, Madame Wi-
den. Worüm föllt ich dem Schlafmütze
mit alle Gewalt upsetten, wenn ich
mich Koppwehdag machen that und mir
für Hüg in den Kopp nich slafen lei!
Ihnen Ihrem Schlafmütze föllt ich vor
einem nurria'sen Verlangen toriren.“

„So?“ Mühten Se dat?“ murkte
Mutter Wid und rief aus der Stuben-
thür: „Fieten tumm mal gliest rin!“

Fieten kam.

„Bräsig sei't teen Slapmütz nich up,
Fieten!“

„Wat, Bräsig, Se setten teen Slap-
mütz nich up?“

„Nein, Fieten. Worüm föllt ich dem
mit Gewalt tumm, wenn's mich Hüg in 'n
Kopp und Koppwehdag machen föllt?“

„So?! Se setten teen Slapmütz nich
up, dat inne Eh' nich?“

„Nein, Fieten.“

„So?! Na, dat is jo nidlich. Denn
so föllt id ja woll all drie Dag enen
teinen Koppkissendelo upreden.“

„Wenn dem Rendlichkeit dieses fö-
tern thäte, Fieten, denn so mühten Sie
dieses thun in unsen Ehstand.“

„Bräsig,“ fragte jetzt Mutter Wid
mit verhaltenem Zorn, „Bräsig, Se
wöll'n oak in de Eh' teen Slapmütz
nich upsetten, wöll'n Se nich?“

„Erlauben Sie, Madame Widen,
erlauben Sie, Fieten, m thäst dieses
einen nurria'sen Umstand, woans Sie
von wegen einen alten Schlafmütze so viel
Redensörter machen föllten, ich —“

„Bräsig,“ unterbrach ihn Fieten und
stammte die Arme herausfordernd in
die Seiten, „Bräsig, wöll'n Se in 'ne
Eh' een Slapmütz upsetten, orre nich?“

„Nein, Fieten. Diesem wöll ich
teineswegs nich, teinen Slapmütz upsetten
und teinen Slapmütz auch nich fin.“

Fieten schloffen die Empörung's-
Thränen in die Augen. Die Alte aber
fragte: „Bräsig! Wenn Ehre Frau
dat verlangen deht, dat Se een Slap-
mütz upsetten, wöll'n Se't den at nich
döhn?“

„Nein, Madame Widen, wenn mei-
ner köstlichsten Frau mich befehlen
wollt, as wär ich 'n Hoafjung, denn
thät ich dem leest partulemant nich.
Mit Gozen und Gelimplichkeit is al-
sen von mich zu kriegen, aberst wer
Bräsig'n für einer Schlafmütze töpen
wollt, dem müßt tidiger upstahn.“

„Zum lesten mal, Bräsig,“ fragte
die Alte mit Gift auf der Zunge, „um
lehtenmal, wöll'n Se 'ne Eh' een
Slapmütz upsetten, orre wöll'n Se
nich?“

„Nein, Madame Widen. Mir
dücht, ich hätt mir darüber ebent zwei
lang, wö brei öpsetter.“

„Na, denn so is't god, Bräsig. Denn
so döerst is dat mit Se und Fieten nu
uht un to En'n'n, un öwer Nacht slapen
Se denn oak nich mehr bi mi.“

Und die Alte strich wühend mehr-
mals heftig mit der Fläche der rechten
Hand über die der linken, mit dieser
„Geste“ ihrer Rede Beträufung und
Nachdruck gebend.

Bräsig erstarrt zwar im ersten Mo-
ment ein wenig, aber sich sofort wieder
fassend, sagte er mit Würde: „Fieten,
ich föllt Ihnen for großmütziger
torirt. Auch Ihnen, Madame Wi-
den. Von wegen einen alten Schlaf-
mütze die Braut verlassen müßen, dem
es einen starken Lobad. Aberst von
Frugenslid lat ich mir nie nich dald-
keln, auch nich von Brauten un köstlich-
sten Schwiegermutter's. Fieten, Sie
kriegen wolleinen annern Brautmann,
zwei for einen, und ich krieg' auch einen
annern Braut, zwei for ein, dafür is
for mir auch keinem Trur nich. Aberst
— ne! Was föllt Ein da noch for
viel Redensörter machen. Dem
En'n'n ons Leed is, dat ich for dem
Momentam keine Braut nich mehr ha-
ben thu, aberst auch keinem Schlafmütze
nich upsetten thu und teinem Schlafmütze
nich bin. Guten Nacht, Fieten, guten
Nacht, Madame Widen. Meinem
Joch von gittern Abend mit's Nach-
tlich und dem Koffig heut morn macht
Summum Summarium nägen Gro-
schen. Hier föllt dem. Ich wert nu
man blot noch die Anecht's erinten und
denn nach die Stadt ringahn und auf-
sen Markt bei Madame Smitten in
dem „Traube“ slafen.“

Und so kam Bräsig, weil er keine
Schlafmütze als Ehemann sein wollte,
um seine Braut.

„Herr König,“ sagte der Dorf-
gewaltige, „das ist etwas für die Her-
ren aus der Stadt, die nichts zu thun
haben. Sie sind ganz berückt danach.
Wir aber müssen arbeiten, und da ist
uns so ein Kreuz nur im Wege.“ —
„Aber einen Stier und zwei Kübber
wirft Du doch wohl annehmen!“ er-
widerte der König. — „Das ja, Herr
König, eine Kuh ist mir lieber als der
schönste Orden!“

Die erste „Gesandtin“.

Man rühmt ja nicht mit Unrecht den
Frauen eine gewisse angeborene Ge-
schicklichkeit für die schwierige hohe
Ran über Diplomatie nach. Jedemfalls
ist es historische Thatsache, daß zu
allen Zeiten schon das weibliche Ge-
schlecht diese diplomatischen Talente
in irgend einer Form bewährt und be-
wiesen hat, wenn auch meist nur „hin-
ter den Kulissen“.

So aroh aber auch stets der Frauen
Antheil als „Bermittlerinnen“ auf
diplomatischem Gebiete war, so giebt
es doch bis jetzt nur ein einziges Bei-
spiel in der Geschichte, das uns eine
offizielle weibliche Vertreterin in der
diplomatischen Karriere zeigt. Gewiß
hat es ja hie und da geheime Abge-
sandtinnen gegeben, um für das Wohl
oder zum Vortheil einer Nation zu
wirken, aber der Gehante, eine wirk-
liche, beglaubigte „Gesandtin“, ausge-
stattet mit allen Würden und Rechten
einer solchen, in die Welt zu senden,
ist nur ein einziges Mal ausgeführt
worden, und zwar nach Polen hin, sei-
tens des Königs Ludwig des Biergehn-
ten.

Diese „Ambassadrice“ war Frau v.
Gumbriant, die Wittve des Marschalls
Grafen Jean Baptiste Gumbriant, eine
geborene Bed, eine Deutsche, welche
ihre politische Mission am polnischen Hofe
mit so viel feinem Takt und kluger
Gewandtheit ausführte, daß sie sehr
hoch in Gunst bei König Ladislaus
dem Biersten stand, und man ihr stets
alle Ehren einer „außerordentlichen
Gesandtin“, wie es ausdrücklich in den
von Ludwig dem Biergehnenten erhal-
tenen Kreditbriefen hieß, erwies. — Da
sie streng darauf hielt, ja sogar den
Vortritt vor einem Prinzen von Ge-
schlecht, des Königs eigenem Bruder, ver-
langte, so erwiderte sich aus dieser
Eitelkeitsfrage ein Streit, in welchem die
tapfere Marschallin Siegerin blieb,
weil Polens König in ihrem Sinne
entschied.

Trotzdem also die Geschichte den
diplomatischen Talenten und Erfolgen
der Frau v. Gumbriant alle Gerechtig-
keit widerfahren läßt, ist diese erste
beglaubigte „Gesandtin“ bis jetzt doch
die einzige geblieben.

Ein Meinfall.

Beim Oberhofbauer ist ein kleiner
Stammhalter angekommen; gleichzeitig
draußen im Schweinestall sieben kleine
Ferkel. — Der Junge befindet sich
außerordentlich wohl und ist gesund
und kräftig; aber eins von den kleinen
Schweinlein ist sehr schwächlich und
seiner Lebenslust scheint alle Augen-
blicke reifen zu wollen.

Deshalb muß nun der kleine Stamm-
halter die warme Wiege räumen,
kommt in das Bett seiner älteren Ge-
schwister, und statt dessen wird das
kleine trante Ferkel in der Wiege auf-
gepöppelt.

Die stark kurzfristige Nachbarin
kommt, um ihren Glückwunsch abzu-
statten.

„Gretzel!“ ruft sie mit einem freun-
digen Blick nach der Wiege hin, „die
Reinlichkeit! die Reihlichkeit! der
ganze Oberhofbauer, wie er leibt und
lebt!“

Schlagfertig.

Student: „Der letzte Anzug, den Sie
mir vor vier Wochen geliefert haben,
ist schon ganz in's Röhliche verhos-
sen!“

Schneider: „Er wird sich halt schä-
men, daß er noch nicht bezahlt ist.“

Der Mondschweiner.

Gefragt, ob er noch nie in Washing-
ton gewesen sei, antwortete ein alter
Mondschweinerbrenner von Georgia:
„Nein, meine Person ist so wichtig,
daß ich nicht zur Regierung zu kommen
brauche. Sie kommt schon zu mir.“

Kranke Menschen.

„George“, frag die kleine Annie
ihren Bruder, „da steht in der Zeitung,
daß wieder ein Ahtzig'er gestorben.
Was ist ein Ahtzig'er?“

„Genau weiß ich's nicht, aber es
müssen schrecklich trante Menschen sein,
denn man hört von ihnen bios, wenn
sie sterben.“

Zu Gifer.

Bankier: „Wenn ich Ihnen meine
Tochter geben föll, Herr Rittmeister,
muß ich erst wissen, ob es nicht bloße
Vernunft-Ehe ist!“

Rittmeister: „Effektive Reiquana,
Herr Direktor!... Vernunft gänzlich
ausgeschlossen!“

Ungefährlich.

„Es ist mir unangenehm, daß Ihr
Eu'rem Händchen zum Spielen gebt —
das ist doch sehr gefährlich!“

„Wieso denn — die Dampfmaschine
kann er doch nicht verschluden!“

Gefährlichkeit.

„Mindestens einmal im Leben klopft
eine äunztige Gefährlichkeit an jedes Men-
schen Thür.“

„Mindestens einmal? Eine Gelegen-
heit, meine Kothausrechnung zu bezah-
len, klopft heute Morgen viermal an
meine Thür.“